

Tägliche Omaha Tribune
TRIBUNE PUBLISHING CO., VAL J. PETER, President
1811 Howard Str. Telephone: TYLER 346 Omaha, Nebraska
Preis des Tageblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post, per Jahr \$5.00; einzelne Nummern 2c. — Preis des Wochenblatts: bei strikter Vorauszahlung, per Jahr \$1.50.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.
Omaha, Neb., Donnerstag, den 22. Februar 1917.

Ist sie Englands Anwalt?

Vor einigen Tagen brachte der Omaha World-Herald eine Behauptung der Kriegslage dahingehend, daß der Krieg jetzt zu Ende gehen könnte, wenn England nicht unentgeltlich den daraus hervorgehenden Nutzen abgibt. Deutschland habe ferner Kaufpländer in den Händen, das es die Alliierten zwingen würde, alle deutschen Kolonien herauszugeben, falls der Krieg jetzt zu Ende gehe. Deshalb solle Deutschland aus Frankreich und Belgien betreiben werden. Damit Frankreich sich zurückziehen und England würde als Entschädigung Deutschlands Kolonien an sich reißen. Die heutige „See“ bringt nun die Ansicht des Herolds unter größter Entzückung zum Ausdruck und sagt, sie glaube nicht, daß es sich von Seiten Englands nur um einen gemeinen Landraub handeln könne. So eine verderbliche Annahme sei eine Beleidigung der Kämpfer auf beiden Seiten. Seit wann ist die See der Generalanwalt des britischen Weltreiches? Hat sie vergessen, daß vor dem Kriege die britischen Staatsmänner schreiben, Deutschland müsse gerichtet werden, seine Flotte, seine Kolonien und sein überreicher Handel seien ihm fortzunehmen. Hat sie vergessen, daß die Times schrieb, es solle kein Mensch so einfältig sein zu glauben, England sei Belgiens halber in den Krieg gezogen. England habe sich an dem Kampf beteiligt, um seine Interessen zu schützen, um einen leidigen Konkurrenzlosen loszuwerden? Hat die See das alles vergessen, oder glaubt sie, daß das Volk es vergessen hat? Ihre Entrüstung entspringt entweder der Dummheit oder Boreingenommenheit oder noch etwas Schlimmerem, was mir jedoch vorläufig nicht anzunehmen wage. Ist es nicht Zeit, daß der Chefredakteur Victor Rosewater seinen pro-britischen Mitstreibern etwas genauer auf die Finger sieht? Denn wir sind geneigt, ihm die Wohlthat des Zweifels angedeihen zu lassen, indem wir nicht glauben können, daß diese alberne und gleichzeitig unterkündige Verteidigung des habgierigen England mit seiner Zustimmung in den editorischen Spalten seines Blattes Platz finden konnte.

Warum?

Congressmann Callaway hat erklärt, daß die Regierung im Besitz der Namen der von Morgan gekauften Zeitungen sei, und daß er die Aufgabe der Verschönerung direkt aus einem Bureau der Regierung erfahren habe. Genannt aber würden diese Zeitungen nur werden, wenn der Kongress die Untersuchung beschliesse und die Bundesbeamten dort unter Eid auszusagen vermöchten. Der Kongress hat die vorgeschlagene Untersuchung abgelehnt. Warum? Der Friede des Landes bedingt die Untersuchung.

Gehört zur Aufklärungsarbeit.

Wir erhielten den folgenden Brief:
„An die Tägliche Omaha Tribune!
Ich möchte wissen, warum die Tribune immer das Englische im Blatt hat? Ich bin ein Deutscher und will Deutsch lesen. Wenn ich englisch lesen will, dann kann ich ein englisches Blatt lesen, usw.
Schönheitsvoll. F. G. R.“
Herr F. G. R. gibt uns schriftlich, was wir nicht ganz selten auch mündlich zu hören bekommen.

Aber das Geld ist ja, daß keines der hiesigen englischen Blätter die Ansichten zu Gehör kommen läßt, die unsere engl. Artikel bringen, und daß dabei das nur englisch lesende Publikum in einer ganz falschen und einseitigen Weise unterrichtet wird. Die Tribune ist bestrebt, der Zerschlagung des Imperialismus entgegenzuarbeiten. Sie will verhindern, daß die nur englisch sprechende und lesende Bürgerzahl nur die eine Seite hört, auf welche die Alliierten und die Munitionsfabrikanten ihre Beschäftigten wollen, zum Schaden Amerikas und zum Schaden dessen, was wir und gerade solche Leute wie Herr F. G. R. wollen.

Dazu müssen wir es ihnen in der Sprache vorlesen, die sie verstehen. Zu der, die sie nicht verstehen, können wir ihnen nichts auseinandersetzen. Und Herr F. G. R. wird zugeben, daß es richtig ist, der nur englisch sprechenden Bevölkerung die Wahrheit zu sagen, denn auf der internationalen Lufthöhe durch ihre englische Presse haben alle die Schwierigkeiten herab, denen die deutsche Sache in Amerika begegnet ist. Weisheit wird es diejenigen, die mit den englischen Spalten unzufrieden sind, doch freuen, zu hören, daß gerade durch sie schon eine ganze Menge Augen geöffnet worden ist. Namentlich lesen viele junge Leute, die hier geboren und aufgewachsen sind, diese Sachen und sind so davon bewahrt worden, in das britische Horn zu stoßen. Darum müssen die in englischer Sprache erscheinenden Mitteilungen bleiben, solange die politische Lage ist, wie sie ist.

Emsig bei der Arbeit.

Von allen unmittelbar oder mittelbar am Kriege beteiligten Mächten nähern sich die Japaner allem Anscheine nach dem Ziele, das sie sich von vornherein gestellt haben, im schnellsten Tempo. Die Pioniere der gelben Rasse gehen, ohne sich um irgendwem, sei es Freund oder Feind, beizunutzen zu lassen, geradewegs und ohne Aufsehen auf ein Ziel, die Vorbereitung in Asien und in der asiatisch-australischen Inselwelt. Jeder Monat, jede Woche, die der Krieg länger dauert, bedeutet einen nicht wieder eingeholenden Vorprung für sie. Noch nie zuvor haben die europäischen Mächte es durch ihre Unemigkeit einer anderen Rasse so leicht gemacht, sie bei Seite zu schieben und aus dem Wege zu drängen. Dem eigentlichen Kriege hat Japan sich wohlweislich ferngehalten. Was braucht es sich in Unkosten zu stürzen, wenn die anderen sich selbst schädigen und zerfleischen? Es hält sein Pulver trocken und bereitet sich in der Stille vor, aber darum nicht minder eifrig, auf den Augenblick vor, da es den europäischen Staaten — und auch der amerikanischen Union — ungefroren seine Forderungen vorgelegt.

Der Augenblick wird nicht mehr fern sein; denn die Japaner haben die Kriegszeit ganz gehörig ausgenutzt. Während in Europa Industrie und Handel, soweit deren friedliche Zwecke in Betracht kommen, zum Stillstande gelangt sind, haben sie in Japan eines ungeheuren Aufschwunges genommen. Das Land der aufgehenden Sonne hat seine früher ziemlich unbedeutenden Handelsbeziehungen zu den übrigen asiatischen Völkern zielbewußt ausgedehnt, verdoppelt, verdreifacht, hier und da sogar noch stärker vervielfacht. Da die Einfuhr aus Europa die Bedürfnisse des stark bevölkerten Japans gegenwärtig bei weitem nicht deckt, haben die Söhne des Mikado stillbergnst die Erbschaft angetreten und vorföhrten ihre asiatischen Brüder mit allem Hätigen. Natürlich ging das anfangs nicht ohne alle Schwierigkeiten. Ihre Industrie war zu Beginn des Krieges, wenn sie auch schon ganz hübsch blühte, noch lange nicht bedeutend und vielfältig genug, die mannigfachen Wünsche der Chinesen, Burmesen, Indier, Malaien, usw. befriedigen zu erfüllen. Indessen man gebe dem Fuße des Japans nur einen noch so kleinen Stützpunkt und er wird dort so feiner Genügsamkeit und Schlaubast unerschöpflich in der Lage sein, sich dort so fest zu haben, daß er an Ort und Stelle angewachsen zu sein scheint.

Die japanische Industrie hat sich in den letzten zwei Kriegsjahren so gewaltig vergrößert, daß sie auch nach Beendigung des Weltkrieges eine ganz andere Rolle in Asien, und nicht bloß in Asien, sondern auch in der übrigen Erdkugel, spielen wird wie vorher. Sie hat Schöpfungen getrieben, die von Hause aus in Japan gar nicht bedeutsam waren, weil die Rohprodukte zur Herstellung der betreffenden Waren erst weit über's Meer nach Japan gebracht werden mußten. Die Ver. Staaten sind eins jener Länder, die den Japanern solche Rohprodukte neuerdings in großer Menge liefern. Von der gesamten amerikanischen Einfuhr nach Japan machte um nur einen kleinen Teil, Rohbaumwolle dem Export die Hälfte aus. Der Wert des amerikanischen Rohbaumwolle-Exports nach dem Lande der aufgehenden Sonne betrug im Jahre 1916 über 5 Millionen Dollar, also weit mehr als der Wert anderer Rohstoffe, die von dort in den vorhergehenden Jahren. Japan braucht solche Rohstoffe nicht für sich selbst. Seine Industrie verarbeitet sie und exportiert sie weiter nach China, Siam oder nach den australischen oder asiatischen

Aufruf!

New York, den 19. Februar 1917.

An die Deutsch-Amerikaner!

Ueber zwei Jahre lang hat Deutschland, größtenteils aus Rücksicht auf die Neutralen, die Uebergriffe der englischen Seemarine ertragen, ohne mit seiner wirksamen Waffe rücksichtslos Widervergeltung zu üben. Ueber zwei Jahre lang! Die Neutralen, namentlich die Vereinigten Staaten, haben es bei akademischen Protesten belassen. Von „strict accountability“ war nie die Rede. Zwei Jahre ist es her, seitdem der deutsch-amerikanische Handel durch eine ungeliebliche Blockade vollständig unterbrochen wurde; zum großen Schaden der amerikanischen Industrie und des amerikanischen Ackerbau. Hunderttausende von Existenzen wurden ruiniert. Das man jemals von amerikanischen Kriegsschiffen als Begleitfahrzeuge für die Freireisenden Staaten und Deutschland gehört? Verbannt die Engländer nicht ungehört die amerikanische Post? Wo bleiben die Begleitfahrzeuge? Was geschah in Sachen der „Schwarzen Liste“? Mühen die freien amerikanischen Kaufleute nicht bei allen Verschiffungen nach uralten Ländern Garantiebriefe unterzeichnen? Mühen sie nicht für jedes Hund und jedes Schwein für jedes Frachtmaß, das sie importieren, ebenfalls sich eidlich verpflichten? Wurde jemals ernstlich vorgeschlagen, gegen diese englische Sklaverei energisch vorzugehen? Jetzt aber, nachdem Deutschland, dessen Langmut schließlich geendet, eine Sperrzone erklärt hat, da soll mobil gemacht werden. Da muß die Freiheit der Meere und des Handels gewahrt werden. Selbst bis zum Kriege! Und das, trotzdem Deutschland allen Nationen Gelegenheit für offene Fahrstrassen bietet, welches Anerbieten von allen neutralen Nationen, die internationale Schifffahrt treiben, angenommen wurde, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, die mehr als ihr volles Pfund Fleisch haben wollen. Wo bleibt da selbst der Schein der Neutralität und der Gerechtigkeit? Wie es heißt, wird der Präsident vom Kongress sich Autorität geben lassen, alle Schritte für den freien Verkehr und Handel zur See ergreifen zu dürfen. Was! Wir sind damit einverstanden, vorausgesetzt, daß der ganze Verkehr und Handel zur See frei macht, nicht nur den englischen, sondern auch den deutschen; nicht nur den Handel mit Nordwesten, sondern auch den Handel mit Lebensmitteln nach Deutschland. Wir den Begleitfahrzeuge der Schifffahrt nach deutschen Häfen und der Postdampfer sollte der Anfang gemacht werden, denn dieser Handel hat am längsten gelitten, und die Postüberseei ist eine nationale Schmach. Nur wenn der Präsident neutral, „fair“ und gerecht ist, steht das Volk hinter ihm; sonst nicht! Keine Zeit darf verloren werden in selbsterniedrigenden, überflüssigen Loyalitätsbetreibungen; es muß gehandelt werden. Manhaft liebt man das Deutschland, auch in Amerika! Jetzt haben die amerikanischen Bürger deutscher Geburt und Abstammung eine hohe Pflicht zu erfüllen. Sie verstehen die Frage. Sie kennen die Sachlage. Sie müssen ihre englisch sprechenden Bürger anflären, damit diese ihre Proteste nach Washington senden. Sie müssen für die ganze Freiheit der Meere agitieren. Die große amerikanische Geschäftswelt, die für die Tagesbedürfnisse des Landes sorgt, will keinen Krieg. Sie hat kein Interesse an dem Nord- und Wucherergeschäft der Kriegslieferanten. Diese Geschäftswelt muß aufgerüttelt und überzeugt werden. Dann gibt es keinen Krieg; dann wird Washington zur wahren Neutralität und zum Schutze des ganzen Handels gezwungen. Das zu vollbringen ist die große Aufgabe der Deutsch-Amerikaner!

Die Deutsch-Amerikanische Handelskammer

Heinrich Charles, Sekretär.

Inseln. Der amerikanische Kaufmann kann dort mit Japan nicht in Wettbewerb treten. Die Ausfuhr Japans nach den asiatischen Ländern mit Ausnahme Sibiriens hat sich während des Krieges verdoppelt, hat im letzten Jahre gegen das vorhergehende um 70 Prozent zugenommen. Daß Japan nebenbei auch keine sonstige Gelegenheit verläßt, gute Geschäfte zu machen, versteht sich von selbst. Nach Kutschik-Kien führte es in den ersten elf Monaten des Jahres 1914 Waren im Werte von noch nicht 3 1/2 Millionen Dollars aus. In den entsprechenden Monaten des Jahres 1916 hatte dieser Export schon den erstaunlichen Wert von 53 Millionen erreicht. Der großartige Aufschwung der japanischen Industrie muß die wirtschaftliche Verhältnisse des Landes von Grund auf ändern. Es sammelt Reichtümer, macht sich finanziell unabhängig von den überschuldeten Staatsweisen Europas und auch von Amerika, verpflichtet sich alle anderen asiatischen Länder teils durch vorteilhafte wirtschaftliche Verbindungen, teils durch Gewaltmittel; kurz es ist der wirkliche Sieger im Weltkrieg, soweit ökonomischer Gewinn und die Ausdehnung politischen Einflusses im fernem Osten in Frage kommen. Es treibt Imperialpolitik ohne alle Gefühlsheilei und wird die Früchte seiner Saat vielleicht noch in unfernem Zeitalter ernten. Denn wir leben in einer schnelllebigen Zeit.

Das Wort um über Krieg und Frieden in einer angloamerikanischen Kirchgemeinde am Sonntag ergab 75 für Frieden, 14 für Krieg, selbst im Fall, daß Deutschland in seiner U-Boot-Blockade amerikanische Schiffe nicht schone. Das Publikum ist vernünftiger als die Presse. Es kann nicht einsehen, warum amerikanische Schiffe durchaus in Deutschlands Blockadezone sollen eindringen dürfen, nachdem sie 3 1/2 Jahre in die von England verhängte nicht eingedrungen sind und nicht eindringen durften. Das Volk ist für „fair play“.

Pracht-Einband für „Deutsch-Amerika“!

Die interessante illustrierte Wochen-schrift der Täglichen Omaha Tribune.

Viele Leser von „Deutsch-Amerika“, der historischen und hochinteressanten Zeitschrift der Täglichen Omaha Tribune, haben den Wunsch geäußert, dieselbe einbinden und aufbewahren zu können. Wir wurden dadurch veranlaßt, einen Einband herzustellen zu lassen und zum Besten zu bringen, der den Lesern Gelegenheit gibt, diese epochemachende Zeitschrift aufzubewahren, denn in späterer Zeit wird ein Jahrgang dieser Zeitschrift von erhöhtem Werte sein.

Die Einbände umfassen die Nummern dreier Monate oder eines ganzen Jahrgangs. Sie sind sehr geschmackvoll mit schwarzem Umhang und goldener Aufschrift hergestellt, und werden eine Fierde jeder Bibliothek bilden.

Die Preise der Einbände sind wie folgt: Vollständiger Jahrgang, alle Nummern von Abonnenten geliefert, gebunden, \$1.75.

Alle Nummern eines Vierteljahres, vom Abonnenten geliefert, gebunden, \$1.50.

Vollständiger Jahrgang, alle Nummern von Deutsch-Amerika von der Täglichen Omaha Tribune nachgeliefert, gebunden, \$2.50.

Alle Nummern eines Vierteljahres, von der Täglichen Omaha Tribune nachgeliefert, gebunden, \$2.50.

In Schadenersatz beurteilt. Göttingen, 22. Feb. — Die Geschworenen erklären gestern den Farmer Samuel A. Westing schuldig, sich an der Frau des Pächters John W. Vater mit Gewalt vergangen zu haben, und sprach Vater \$2.500 Schadenersatz zu. Der Beruf teilte wird Verurteilung einlegen. Vater hatte ursprünglich auf \$150.000 geklagt.

Der große Wert eines guten Brillenglases liegt in dem perfekten Polieren für Ihre Augen, und der Sorgfalt, die auf die tadellose Anfertigung verwendet wird. Dr. Wieland Fremont, Rebr.

FARMLAND

wird niemals billiger, als es gegenwärtig ist.

Beachtet die Bargainliste in der Spalten der klassifizierten Anzeigen auf Seite 6 der heutigen Ausgabe.

Ein Schlußakkord.

Glasie von Mit Hansen-Benger.

Amud Stenberg sieht über seine Frau gebeugt, die im Bett liegt, weiß wie die Margueriten im Wasserlauge. Alles in der Stube redet von Krankheit: der vom Eiswasser bedeckte Fußboden, der Krankentisch mit Gläsern und Flaschen, die blutigen Taschentücher und die herabgelassenen Vorhänge. Der Feind, das rote Blut, ist schwer zu besiegen; es ist einen Monat und schon viele Tage her, seit der erste Pluturz kam — und jetzt ist es heute abend erst nach fünf Tagen wieder gekommen.

Deshalb sieht Amud Stenberg Stunde um Stunde über seine junge Gattin gebeugt, die Finger leicht gegen ihr Herz gedrückt, den stumm strengen Blick auf ihr Gesicht geheftet. Es war gerade an dem einzigen schönen Abend gekommen, der in diesem traurigen, feuchten, allen Krankheiten begünstigenden Sommer gewesen war. Es hatte drei Wochen lang geliebt — so wie es in dem armen Westjütland stürmen kann, stürmen mit Sand und Schmutz und kleinen Steinen, daß eine billige Stimmung in die geduldigen Gemüter der unterwöhnten Westjüten kam. Es lag Staub über allen Dingen; die Blätter waren grün, die Erde dürr, alles durcheinander, sandiges, sandiges, und dann kam der Regen. Nicht rül-selnd und peitschend. Nein, erst kamen ein paar stille Tropfen, die im Staub erstickt wurden, dann mehr und immer mehr — bis der Regen so mild wie Segen Gottes niederfiel.

Wie war dieser Abend herrlich. Jeder kleine Tropfen brachte seinen Teil von Selenrieden und Säuf-tigung in die haubtrodene, gerodete Luft. Und die Erde. Sie kroch schwarz vor Wohlsein. Sie wurde förmlich did und fett vor Freude.

Und Thilde war so geschäftig diesen Abend, so hurtig wie die kleinen Mäden. Sie hantierte mit Schaufel und Harke, und als sie mühsam fertig war, strahlten Räume und Wege des alten Gartens wie im frisch geschneit und frisch gekämmter Schulfänge.

Und Thilde selbst strahlte — glückselig, daß sie nicht mehr so ein Miesepeter war, sondern wie jeder andere gesunde Mensch zugreifen konnte. Und dann sah sie auf dem leicht angelegten Steinbühl neben ihm und schaute von ihren Blättern mit dem Garten, wenn jetzt gutes Wetter würde.

Aber gerade an diesem Abend während der fröhlichen, befruchtenden Regen fiel, war er so sehr mit seinen neuen Buch geschäftig, mit dem wahrheitlichen und möglichen Schluß, mit dem er nicht zu lande kommen konnte. Er ließ sie sitzen. Schwagen, bis sie frohelnd zusammenschauerte. Und immer noch fiel der Regen.

Später gingen sie ins Haus. Thilde ging zu Bett, und er begab sich in sein Arbeitszimmer. Eine halbe Stunde später hörte er Thilde erschreckt dröhnen vor der Tür rufen, aber als er hinauslief, war sie schon fort, und als er ins Schlafzimmer kam, war sie wieder im Bett. Sie beugte sich aus dem Bett heraus, die über alle Wochen große Sonnentropfenaugen waren auf ihn gerichtet — ohne Angst, ohne Klage — nur stumm, — groß, groß und stumm. Aus ihrem Munde floß Blut.

„Ich habe einen Pluturz bekommen,“ sagte sie monoton, als er zu ihr kam. Sie lag eine Weile still, dann begann sie zu zittern, kramptig, und ihre in Todesangst er-larrten Gedanken wachten sich Luft in einem bitteren „Nun ist es wohl mit mir“.

Dann redete er in der Nacht wie ein Wilder nach dem Arzt. Und von erst wieder zum vollen Gebrauch seiner Gedanken, als er gegen Morgen am Bett lag, in dem Halbe in einer Morphembe-täubung lag; der Arzt war fort, der junge Fußboden schamm von Eiswasser.

Er sitzt am Morgen auf ihrem Bettrand, gibt ihr Milch, wäscht sie, macht ihr Bett zurecht, liebt ihr vor, bis die großen Sonnentropfenaugen sich — in langer Aufmerksamkeit — halb auf ihn, halb spöhsend nach unten richten. Da liegt er auf. „Ist es das Herz?“ Sie nickt. Und in demselben Augenblick beginnt das trampelnde Bittern, und das Herz hämmert, als wollte es explodieren und den Brustkasten sprengen, wie der Erde im Erdbeben sich spaltet. Die Augen funkeln vor Entsetzen, Todesangst und forderlichen Schmerz. Dann legt er seine fünf Finger auf ihr Herz, sein Gesicht erstarrt, er kneit den Mund zusammen, sein milenscharter Blick ihren Blick fest. Und plötzlich, wie gezaubert gebändigt, wird das

Habsacker, 23. Jan.
Erz ruhig, immer langamer und schwächer erschüttern die Stöße die Brustwandung — aber in seinem Arm, in seiner Hand, an den Fingern entlang fühlt er ein Zittern wie einen Krampf; das ist die Re-perwärmung, die sein Wille in Strömen auf sie hinüberzwängt. Dann liegt sie wieder still, beruhigt, und er sitzt da und lächelt ihr zu, lüchelt sie wie ein kleines Kind, bürstet ihr das Haar aus der Stirn und schüttelt ihr Bett auf.

Verlucht er auszugehen, nur ein Stück in den Garten, so kommt gleich jemand hinterher, und er geht wieder hinein. „Was denn, kleine Thilde?“ Und halb verlesen, halb getrübt, daß er wieder da ist, flüstert Thilde etwas vom Herzen. Aber dem Herzen fehlt nichts, und so setzt er sich bloß auf den Bettrand und lächelt und redet über Nichtigkeiten — während er denkt, daß nichts so heimlich ist, wie gezwungene Untätigkeit. Da drinnen ruft all seine Arbeit. Er ist noch so jung, um schon ein blasierter Schriftsteller zu sein, seine Arbeit ist ihm noch Herz und Seele. Er hat seinen Schreibtisch in die Stube nebenan stellen lassen, aber Thildes müde Stimme ruft jeden Augenblick:

„Was machst du, Amud?“
„Ich schreibe, kleine Thilde.“
„Amud.“ — „Ja.“
„Wärscht du mir nicht mein Kopfen zurechtzürden, ich liege so schief.“
„Danke.“ — „Ja.“
„Ich glaube, es wird wieder schlimm mit dem Herzen, willst du nicht die Hand drauf legen?“
„Da hat er alles Arbeiten aufgegeben, um nicht ungebühdig zu werden, wenn sie etwas von ihm will. So sind die Tage hingegangen.“

Er hat ihre zur Nacht Medizin gegeben, hat ihr Kissen zurechtgelegt und wartet, auf den Bettrand sitzend, daß sie einschlafen soll. Sie schlummert ein bisschen; er dreht sich um, um das Wasserglas vor dem Stuhnterfalle zu bewahren. Als er den Kopf zurückdreht, begegnet er Thildes großen strahlenden Sonnentropfenaugen; sie fragen nicht, lächeln nicht, fragen nicht, sie zeigen nur, daß sie noch sind und auf ihn achten. Da sitzt er ganz still. Und die Stunden vergehen, und immer, wenn er sich rührt, folgen ihm die großen, stummten Augen — sonst schlummert sie. Endlich schläft sie. Seine Augen sind stramm vom Wachen, es ist, als wenn ein Messer hineinseinerbeidet. Er steht auf, lautlos, legt Rock, Hemdkleider und Schuhe ab und gleitet auf sein Bett nieder. Und er ist eben eingeschlafen, als er von einem leisen Klopfen Thildes wieder aufwacht. Da gibt er ihr Milch und legt sich wieder hin — und wacht nach ein paar Minuten wieder auf, weil sie keinen Arm berührt. Da hilft er ihr in eine bessere Lage und schläft wieder eine Weile.

„Amud.“ — „Ja.“
Er springt aus dem Bett und legt die Hände auf ihre Brust — gerade auf die Herzgrube. Es geht wie eine elektrische Woge durch seine Arme bis in die Finger, aus deren Spigen Wärme tropft. Er steht und vergleicht unwillkürlich seine starken, spitzen Finger mit Nausvogelklauen, die Thildes Herz umspinnen. Aber der Vergleich taugt nicht; seine Finger wollen nichts weniger als Thilde weh tun, sie wollen ihr nur neues Leben, Kraft, frisches Herzblut aus seinem eigenen Herzen zuführen.

Und er bleibt über sie gebeugt stehen. Dann liegt Thilde wieder ruhig, und er bleibt auf dem Bettrand sitzen im Halbschlummer, macht die brennenden Augen auf und zu und nicht inschlafen wieder ein. Dann und wann schlägt Thilde die großen, mattglänzenden Augen auf — ja, er sitzt immer noch da — dann schlummert sie wieder.

So sind die Nächte hingegangen. Amud Stenberg starrt in Thildes Gesicht — sie sieht eigentlich gar nicht schlecht aus, sie ist fast schöner als früher. Die Jüge sind nicht einmal so schwarz wie sonst, und über die Stirn hängt ihre eine pechschwarze Locke wie eine Glode, die sich bei der geringsten Regung bewegt. Er muß an den Abend denken, als sie Brennende Liebe in die schwarzen Locken gesteckt hatte und so eifrig mit Schaufel und Harke hantierte — kleine Thilde, die kein Miesepeter sein wollte. — Und jetzt?

„Zeit hämmert jeder lebendige Gedante in ihr sich an ihn; in all ihrer Schmach unterwirft sie sich dem Seegen seines Willens, lebt von ihm, lebt nur durch ihn. Ohne es selber zu wissen. Sie fühlt nur, daß sie, wenn er fort ist, zusammenfällt, kraftlos, willenslos, kraftlos — und haucht nur noch eines kleineren müden Atemzug aus. Während er das lebendige Leben seiner Gedanken zu Papier gebracht hat, hat ihre Lunge alle Schwestern geöffnet und das Leben über Bord geworfen.“

Nun sitzt Amud Stenberg auf seinem alten Platz auf dem Bettrand in dem niedrigen Nicht der letzten Morgens. Der Wind — lauten und fettigkeitsvoll nach Thilde — weht ins Fenster hinein und leuchtet Thildes toten Körper hier im Bett und nebenan auf dem Tisch seinen neugeborenen, von warmem Leben, von roten Blut anmenden Schlußakkord.

Epliter.
Oft gründet sich unsere Lebensklugheit — auf eine ibrüchte Liebe.

Starke Herzen brechen selbst unter Bergelasten von Unglück nicht zusammen, sie — verteinern.
Auf der Dose der Liebe gibt es — am meisten Kamele.

Rancher würde gern die nächste Gelegenheit meiden, wenn nicht die Übernehmte da wäre.
Der Mann ist das Haupt der Schöpfung, die Frau — das Herz.

er durch seine Fingerhüben in sie hinein, die es ohnmächtig hinmunt, besetzt von seiner eigenmächtigen nie wartenden Entschlossenheit.
Von seiner Kraft lebt sie — durch seinen Willen.
Und er will siegen. Langsam sicher. Weil er stark ist, weil er will. Wenn er nur Liebe genug hat.

Thilde schläft jetzt ganz ruhig Stenberg räumt mit seiner freien Hand den Tisch auf. Die Nacht ist so still, er ist so weich, so klar — er sieht wieder auf Thilde; jetzt werden wohl die Blutungen aufgehört es waren ja schon fünf Tage seit der letzten vergangen, und diese nur war nur ganz klein. — Er grübel über die ammutigen Faltten der Gedanken, formt die Eindrücke in einem leichtfließende Sprache — dann ist weiter nichts dabei zu tun.

Dann fällt ihm sein Buch ein die Arbeit seiner Seele, die jetzt stillsteht — der Schlaf, den er noch nicht herausbekommen hat. Und ganz allmählich ist es, als begann eine verborgene Maschine hinter im Gehirn zu arbeiten — und dann kommt, erst in schwachen Umrissen, aber klarer und immer klarer, der Schlußakkord, den er nicht finden konnte. —

Sein Herz fängt an zu klapfen. Er kann sie ja nicht in feste Form prägen, nicht aufbewahren, all diese Sätze und Abschlüsse, die sein Hirn in diesen Minuten hervorbringt und sie werden nie wieder so zurückgerufen werden können, wie sie jetzt aufstehen — von selber — klar, kurz und schlagend. Jeder kleine Satz ist wie ein Funke, der sein ganze Arbeit beleuchtet; das Schicksal jeder Person, der ganze Schluß ist da — sonnenklar, verblüffend einleuchtend.

Amud Stenbergs Gedanken sind nicht mehr bei seiner kranken Frau sein Wille mehr in seinem Will; die Kraft ist aus seinen Fingerhüben hinauf in sein Gehirn gewandert — zu seiner Arbeit.

So wird er die Gedanken nie wieder einfangen können — in den ganzen Ursprünglichkeit und über-augendenden Wärme ihrer Geburt zwingt sein Gedächtnis sie zu gelegerer Zeit zurück, so sind sie nicht dieselben, irgend etwas ist vergangen ein Abort verändert, ein Gedante anders — sie haben die Wärme des Lebens gespürt wie die Pflanze, die aus der Erde aufsteigt, sich in Licht und Luft verändert, aber die Erdwärme verliert. — Die Wärme des Lebens, das ist die Teilung, die Abfaltung, die man kennt nennt, die die Worte in klingenden Formen schon arrangiert, die aber in der Stunde der Geburt nicht inspricht.

Amud Stenberg leidet. Es krübelt ihm inden Fingerhüben, einen Bleistift oder einen Federhalter zu nehmen, all diese flüchtigen Funken zu fangen und zu binden. — Thilde schläft ja — es kann kein Gefahr sein — und es braucht ja nicht lange zu dauern.

Nun sitzt er in der Stube nebenan. Der Bleistift liegt über das Papier, die Gedanken werden in bindende Worte gefangen, sie stehen klar und strahlend da, genau wie er sie in dieser Nacht konzipiert hat — und jetzt können sie nicht flüchten. Unregelmäßig, wiederholt kling das weiche Zagen des Bleistiftes über das Papier. —

Amud Stenberg erwacht von einem winzig leisen Laut in Thildes Zimmer. Dann geht er hin ein — von der Schwelle ist er in einem einzigen Satz am Bett. Thilde hat einen neuen Bluturz.

Sie hat gar keine Zeit, etwas zu unschlüssig schnell — dreimal blüht sie mit den großen, großen, schimmernden Sonnentropfenaugen auf, — blüht ihn an. Dann sinkt sie zusammen, willenlos, kraftlos — und haucht nur noch eines kleineren müden Atemzug aus. Während er das lebendige Leben seiner Gedanken zu Papier gebracht hat, hat ihre Lunge alle Schwestern geöffnet und das Leben über Bord geworfen.

Nun sitzt Amud Stenberg auf seinem alten Platz auf dem Bettrand in dem niedrigen Nicht der letzten Morgens. Der Wind — lauten und fettigkeitsvoll nach Thilde — weht ins Fenster hinein und leuchtet Thildes toten Körper hier im Bett und nebenan auf dem Tisch seinen neugeborenen, von warmem Leben, von roten Blut anmenden Schlußakkord.

Epliter.
Oft gründet sich unsere Lebensklugheit — auf eine ibrüchte Liebe.

Starke Herzen brechen selbst unter Bergelasten von Unglück nicht zusammen, sie — verteinern.
Auf der Dose der Liebe gibt es — am meisten Kamele.

Rancher würde gern die nächste Gelegenheit meiden, wenn nicht die Übernehmte da wäre.
Der Mann ist das Haupt der Schöpfung, die Frau — das Herz.